Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 20

Artikel: Die Sonne von Takaroa : eine Südsee-Geschicthe
Autor: Roeder, Carl Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671708

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Spätboot.

Aus der Schiffsbank mach ich meinen Pfühl,
Endlich wird die heiße Stirne kühl!
O wie süß erkaltet mir das Herz!
O wie weich verstummen Lust und Schmerz!
Über mir des Rohres schwarzer Rauch
Wiegt und biegt sich in des Windes Hauch.
Hüben hier und drüben wieder dort
Hält das Boot an manchem kleinen Port:
Bei der Schiffslaterne kargem Schein
Steigt ein Schatten aus und niemand ein.
Nur der Steurer noch, der wacht und steht!
Nur der Wind, der mir im Haare weht!
Schmerz und Lust erleiden sanften Tod.
Einen Schlummrer trägt das dunkle Boot.

C. F. Meyer.

Die Sonne von Takaroa.

Eine Südsee-Geschichte von Carl Hans Roeder.

„Die Sonne von Takaroa" war eine besonders schöne, haselnußgroße Perle von vollendeter Gestalt und einem wunderbaren rosaroten Lüster. Jeden Abend nach dem frugalen Nachtmahl aus gebratener Brotfrucht, Fisch und Taro-Knollen nahm sie Bill Hadley aus dem kleinen Lederbeutel heraus, in dem er sie in einen Wattebausch gebettet zu verwahren pflegte, und betrachtete stolz und zufrieden seinen Schatz im gelben Licht der Kerosenlampe. Er hielt die Perle zwischen Daumen und Zeigefinger gegen das Licht, drehte sie langsam, um die ebenmäßige Rundung zu betrachten, und ließ sie dann eine Zeitlang in der leicht gekrümmten hohlen Hand herumrollen, wie um sich neuerdings an dem körperlichen Besitz dieses Kleinods zu erfreuen.

Auf der Leeseite des Atolls, auf einer langgestreckten Korallenbank, hatte Bill Hadley seinen Trockenplatz. Hier öffnete er mit Papehara, seinem braunen Freund und Gehilfen, die Muscheln, die er aus der Tiefe der Lagune heraufgebracht hatte, und untersuchte sie nach Perlen. Die geöffneten Schalen legten sie dann in die pralle Sonne zum Trocknen. Tausende von Seevögeln umschwirrten die Korallenbank und pickten gierig das Fleisch aus den Muscheln, dessen Reste dann langsam verwesten und leewärts die Luft verpesteten.

Bill Hadley blickte von seiner Arbeit auf und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Es war unerträglich heiß, und eine drückende Schwüle lastete auf der Insel. Die schwefelgelbe Wolke im Westen war während der letzten halben Stunde bedeutend größer und dunkler geworden, und die Luft begann diesig zu werden.

„Viel falla Wind kommen", sagte Papehara und blickte hinaus auf das Meer, das unbewegt und bleiern dalag.

Bill Hadley nickte. Er griff wieder nach dem großen Messer und öffnete geschickt die letzte geschlossene Muschel. Mit geübten Fingern durchsuchte er das Fleisch. Die Muschel war leer. Ärgerlich warf er die Schalen auf den Boden und stand auf. In einer kleinen Blechschachtel neben ihm lag die Ausbeute seines heutigen Tages: eine kleine, stecknadelkopfgroße, runde Perle, und eine größere, von ganz unregelmäßiger Gestalt; Barokperlen nennen die Händler solche Stücke.

„Wieder nichts", sagte er niedergeschlagen. „Das Ganze bringt samt den Schalen kaum drei Dollar."

Er nahm die Schachtel mit den Perlen und verließ, gefolgt von Papehara, den Trockenplatz. Als er durch das Dorf der Eingeborenen kam, fiel ihm eine ungewohnte Geschäftigkeit auf. Die Frauen schleppten ihren primitiven Hausrat auf die höchste Stelle der Insel, und auch die Männer, die sich sonst nie zu irgendwelchen häuslichen Arbeiten erniedrigten, waren damit beschäftigt, die wenigen Haustiere, einige hochbeinige, magere Schweine, ein paar unterernährte Ziegen und eine Schar aufgeregt gakkernder Hühner zu ihrem Zufluchtsplatz zu treiben. In dieser Jahreszeit waren heftige Stürme keine Seltenheit. Es bestand immer die Gefahr, daß bei einem solchen Orkan das flache Atoll von den heranjagenden haushohen Wogenreihen überschwemmt wurde. Die Eingeborenen wußten dies, denn sie hatten zu wiederholtem Mal erlebt, daß der größte Teil der Insel von der entfesselten See überflutet worden war. Sie trafen daher beizeiten ihre Vorkehrungen.

Bill Hadley hatte mehr zu verlieren als eine Grashütte, die in einem halben Tag wieder aufgebaut werden konnte. In einer Bucht der Lagune lag sein Kutter „Chance", und über der Perlbank waren nebeneinander zwei große Eingeborenen-Kanus verankert, die er durch einige handfeste Bohlen miteinander verbunden hatte.

Auf diesem Gerüst war die Luftpumpe für den Taucherapparat angebracht. Dies und seine Perlfischer-Konzession stellten sein ganzes Vermögen dar. Der Rest seines Geldes, den er vor drei Jahren aus dem Kopra-Krach hatte retten können, war in diese Dinge investiert. Und wie es schien, nicht gerade allzu günstig, denn bisher war die Ausbeute seiner Konzession auf Takaroa nicht sehr einträglich gewesen.

Es blieb Bill Hadley knapp genügend Zeit übrig, um seinen Kutter sturmklar zu machen und die beiden Kanus mit der Luftpumpe an den Strand zu schleppen, wo er sie fest und sicher vertäute. Als er mit Papehara in seinem kleinen Dinghy über die Lagune zu seinem Haus ruderte, das er, wie einen vorgeschichtlichen Pfahlbau, an einer seichten Stelle unweit des Ufers errichtet hatte, sah er die ersten Böen über das Meer jagen. Das Wasser hatte eine beinahe schwarze Farbe angenommen; weiter rückwärts bemerkte er bereits die schaumgekrönten Wogenreihen heranrollen.

Er eilte in sein Haus, packte seine wertvollsten Besitztümer in einen Sack und holte dann aus einem sorgfältig gehüteten Versteck einen kleinen Lederbeutel hervor, den er mit einer Schnur um seinen Hals befestigte. Dann eilte er mit Papehara an Land, um sich, dem Beispiel der Eingeborenen folgend, vor dem Sturm in Sicherheit zu bringen.

Als er mit diesem an Land stieg, war der Sturm so angewachsen, daß sie sich nur mehr schreiend verständigen konnten. Die Bäume bogen sich unter dem Druck des Windes, und abgerissene Zweige und Palmblätter wirbelten durch die Luft. Die Stärke des Sturmes nahm weiter zu. Es war beinahe dunkel geworden, obwohl auf Sonnenuntergang noch vier Stunden fehlten. Von den Kokospalmen prasselten die Nüsse zu Boden und schlugen fußtiefe Löcher in die Erde. Wehe dem Menschen, den sie trafen! Am Fuße des kleinen Hügels wurden sie von der vollen Wucht des inzwischen zum Orkan angewachsenen Sturmes erfaßt. Sie mußten sich niederlegen und kriechend das letzte Stück Weges zurücklegen.

Bill Hadley konnte von seinem Standplatz aus nun das ganze Atoll überblicken. An dem äußeren, vorgelagerten Korallenriff auf der Luvseite der Insel brachen sich donnernd die sturmgepeitschten Wogen. Mit jeder neuen Welle leckte das Meer mit gieriger Zunge weiter hinauf. Es mochte eine Frage von Stunden sein, bis die niedrig gelegenen Teile der Insel überflutet waren. In der Lagune tanzte sein Kutter „Chance" an den beiden Ankerketten wie eine Nußschale hin und her. Würden die Ankerketten halten? Würde das Schiff am kommenden Morgen noch da sein? Diese bangen Fragen legte sich Bill Hadley in der folgenden Nacht, die er an den Stamm einer Palme gebunden verbrachte, vor.

Es wurde eine Nacht des Schreckens. Der rasende Orkan tobte weiter, entwurzelte Bäume und knickte Palmen, als wären es Grashalme. Manchmal schlug der Schrei eines Menschen in Todesnot oder das verzweifelte Quieken eines Schweines schaurig an sein Ohr, um gleich wieder im tosenden Brüllen der entfesselten Elemente unterzugehen.

Dann und wann griff Bill Hadley nach dem kleinen Lederbeutel, den er um den Hals gebunden hatte. Dort drin befand sich in einen Wattebausch eingebettet sein einziger großer Schatz „Die Sonne von Takaroa".

Diese Perle war Bill Hadley in verschiedener Hinsicht wertvoll. Als er sie vor etwa zwei Monaten in einer Muschel gefunden, die er aus einer Tiefe von nahezu zwanzig Faden heraufgeholt hatte, war sie ihm der Beweis dafür gewesen, daß seine Hoffnungen auf die Ergiebigkeit der Muschelbank in Takaroa doch im Grunde berechtigt waren. Zweieinhalb Jahre lebte er nun schon auf dieser abgelegenen Insel als einziger Weißer und versuchte die Qualen der Einsamkeit und Abgeschiedenheit von seinesgleichen zu ertragen, obwohl seine Arbeit kaum mehr abwarf, als die kargen Unterhaltskosten für ihn und Papehara und den Lohn für zwei Kanaka-Boys, die die Luftpumpe bedienten.

Die Muschelbänke auf Takaroa lagen tief, so tief, daß man nur in einer Taucherausrüstung zu ihnen hinabgelangen konnte. Und auch in dieser vermochte Bill Hadley infolge des Druckes, der auf dem Taucher dort unten lastete, nur wenige Stunden im Tage auszuharren. Wenn ihm dann die Ohren dröhnten und der Kopf schwirrte von der öldurchsetzten Luft, die die Pumpe hinabpreßte, mußte er, körperlich fertig, die Arbeit wieder abbrechen. Er hatte Papehara, einen Schwimmer und Taucher, der unter seinen amphibiengleichen Stammesbrüdern kaum seinesgleichen hatte, niemals dazu bewegen können, ihn abzulösen, die Taucherrüstung anzulegen und in ihr in die Tiefe der Lagune hinabzugleiten. Der Kanake mißtraute diesem fremden Teufel-

Zeug, wie er es immer noch nannte. So mußte sich Bill Hadley mit der geringen Ausbeute an Muscheln zufriedengeben, die er selbst hinaufschaffen konnte.

Und es war tatsächlich nicht leicht, auf Takaroa auszuharren. Das malerische Atoll hatte zwar alle optischen Vorzüge eines paradiesischen Südsee-Eilands: eine saphirblaue Lagune mit kristallklarem Wasser, in dessen smaragdener Tiefe sich schmetterlingsgleich Tausende von bunten Fischen tummelten, windschiefe Palmen, die im Passatwind rhythmisch auf- und niederschwankten, freundliche Bewohner mit der Gestalt griechischer Götter und dem frohen Gemüt glücklicher Kinder und einem weiten, weißen Strand aus feinem Korallensand. Aber Takaroa wies auch all die Nachteile solcher Südsee-Inseln auf: das Wasser war während des größten Teiles des Jahres warm und schmeckte brackig, die karge Humusschicht warf kaum genügend Yams und Taro ab, um die paar hundert Köpfe der Bevölkerung zu ernähren; in den Regenrückständen, die sich regelmäßig in den zerbrochenen Kokosschalen ansammelten, die zu Zehntausenden auf der ganzen Insel herumlagen, brüteten Millionen Moskitos, die Nacht für Nacht ihr Blutopfer heischten und in ihren Rüsseln Malaria-Keime mit sich trugen.

Aber seit Bill Hadley die „Sonne von Takaroa" gefunden hatte, sah alles ganz anders aus. Die Perle war wertvoll; den genauen Preis kannte Bill Hadley selbst nicht. Lung-Si, der chinesische Händler, war vor fünf Wochen in Takaroa vorbeigekommen und hatte ihm zweitausend amerikanische Dollars geboten. Aber Bill Hadley hatte dieses durchaus loyale Angebot abgelehnt.

„Ich verkaufe diese Perle weder hier noch in Papeete", war seine Entgegnung gewesen. „In Shanghai oder gar in Frisco bekomme ich dafür das Doppelte oder das Dreifache."

Am Abend hatte er dann dem verwundert lauschenden Papehara seine Pläne entwickelt.

„Irgendwann werde ich schon Glück haben und noch einige solche Stücke finden. Die Muschelbank ist jungfräulich und noch niemals befischt worden; auch nicht von Eingeborenen, denn ohne Taucherausrüstung kann man nicht so tief hinabgelangen. Und dann, dann hau' ich ab und fahr' zurück nach Amerika."

Und er entwarf seinem braunen Gefährten ein Bild von der Apfelfarm, die er sich in Oregon, irgendwo am Fuße des Mount Hood, kaufen würde.

„Ein kleines Haus mit einem großen Obstgarten, der jedes Frühjahr voller Blüten steht. Und eine Schar Hühner. Vor dem Haus muß ein Brunnen mit kaltem, klarem Bergwasser sein." Und er dachte an die schönen, friedlichen Abendstunden, wenn man im kühlen Wind, der von den Bergen weht und den würzigen Geruch der großen Nadelwälder mit sich bringt, vor dem Haus sitzt und mit den vorübergehenden Nachbarn plaudert. „Und im Winter", fuhr er in seine Gedanken versunken fort, „gibt's Schnee, viel weißen Schnee."

„Mich nix savee Schnee", hatte Papehara eingewandt.

Damals hatte Bill Hadley lange versucht, seinem braunen Freund zu erklären, was Schnee ist. Aber das war über das Vorstellungsvermögen Papeharas gegangen.

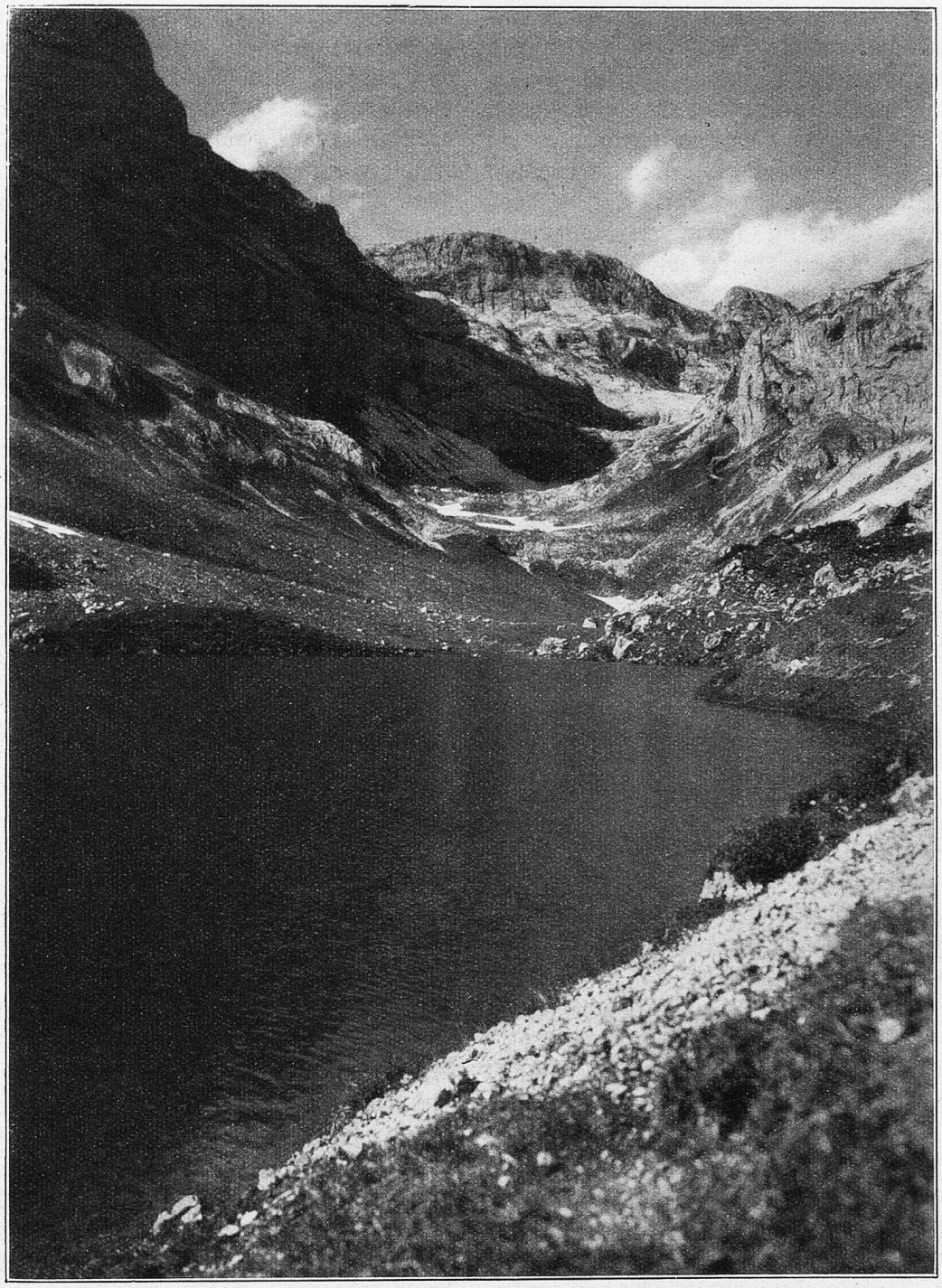
„Du kaufen können viel fella kai-kai und wahine fella eins, zwei, drei", hatte Papehara vorgeschlagen, dessen Wünsche sich in dieser Vorstellung erschöpften.

Aber die Aussicht auf einen vollen Bauch und drei braune Frauen war für Bill Hadley nicht verlockend genug gewesen, um von seinen Plänen zu lassen. Er war von ihnen besessen und kletterte täglich aufs neue in die Taucherrüstung und holte frische Körbe mit Muscheln aus der Tiefe der Lagune.

„Die Sonne von Takaroa", nach der er im Laufe dieser Sturmnacht wiederholt griff, war der einzige wirkliche Grundstein zu diesem Luftschloß. Sie war sogar mehr. Sie war bis zu einem gewissen Grad sein moralisches Rückgrat, das ihm half, die Entbehrungen seines Daseins und insbesondere die qualvolle Einsamkeit auf Takaroa zu ertragen.

Als der Morgen anbrach, flaute der Sturm allmählich ab. Das Atoll war glimpflich davongekommen; die Eingeborenen hatten den Verlust von zwei Menschenleben, einer Ziege und dreier Schweine zu beklagen. Bills Kutter „Chance" hatte den Sturm verhältnismäßig gut überstanden, nur sein Haus hatte gelitten. Der Orkan hatte das Dach aus Palmblättern und Brettern fortgerissen; es lag eine halbe Meile weit entfernt zertrümmert in einer verwüsteten Taropflanzung.

Am Nachmittag hatte er bereits den Schaden wieder gut gemacht, als Papehara aufgeregt herbeikam und berichtete, daß ein fremdes Schiff



Partnunsee (Prätigau). Phot. Hans Eckstein, Zürich.

versuche, die Einfahrt durch das Riff in die Lagune zu finden.

Ein Schiff in Takaroa bedeutete für Bill Hadley eine unbezahlbare und köstliche Abwechslung, in der trostlosen Einsamkeit seines Daseins. Es bedeutete ein paar Stunden Unterhaltung mit Weißen, Neuigkeiten aus der Welt, anständiges Essen an einem gedeckten Tisch, vielleicht sogar gekühlte Getränke und zauberte für kurze Zeit die Illusion herbei, ein Weißer unter seinesgleichen zu sein, ein Stück Heimat unter den Füßen zu haben.

So entledigte sich Bill rasch seiner arg mitgenommenen „shorts", rasierte sich und kleidete sich in einen reinen, weißen Anzug, wie es sich für einen Gentleman geziemt, und ließ sich von Papehara zu dem Schiff rudern.

Auf den ersten Blick erkannte er, daß dies

keines der Händlerschiffe war, die von einer Insel zur anderen trampten und hier Kopra und dort Perlmutterschalen luden. Dieses schöne, weiße Schiff war unzweifelhaft eine Luxusyacht. Bald sah er auch die amerikanische Flagge am Heck und las die Goldbuchstaben am Bug: „Penelope". Es war ein schönes Schiff, trotz aller Schäden, die es im Sturm der vergangenen Nacht genommen hatte. Beide Maste waren abgebrochen, ein Teil des Deckaufbaues zertrümmert, und auch die Maschine mußte beschädigt worden sein, denn die Yacht kam nur sehr langsam vorwärts.

Als Bill Hadley in seinem Dinghy auf Hörweite herangekommen war, rief ihn der Kapitän an und bat ihn um Auskunft über die Einfahrt in die Lagune.

„Wir haben einen Wellenbruch und müssen die Yacht notdürftig reparieren, ehe wir daran denken können, nach Papeete weiterzufahren."

Hadley rief zurück, er käme an Bord und würde das Schiff sicher in die Lagune bringen.

Wenige Minuten später kletterte er mit Papehara das herabgelassene Fallreep hinauf, während einige Matrosen sein Dinghy hievten. Der Kapitän empfing ihn am oberen Ende des Fallreeps und machte ihn mit einem jovialen, grauhaarigen Herrn von etwa zweiundfünfzig bekannt, den er Mr. Fielding nannte und der der Besitzer der „Penelope" war. Mr. Fielding sah aus, als hätte er die Schrecken der vergangenen Nacht noch nicht ganz überwunden.

Hadley nannte seinen Namen, gab dem Kapitän die vorläufige Peilung bekannt, und folgte dann gerne der Einladung des Schiffsherrn auf einen Whisky-Soda.

„Ich habe hundertdreißigtausend Dollar für dieses Schiff bezahlt", klagte der Besitzer, während sie auf eine Gruppe Deckstühle zuschritten. „Die Ärzte haben mir als Erholung für meine überarbeiteten Nerven diese Seereise verschrieben. Aber ich finde, daß eine Woche mit lauter schwarzen Freitagen an der Börse weniger aufregend ist als eine solche Nacht."

Ein japanischer Steward brachte Whisky, Soda und in einem Silberkübel Eiswürfel aus dem elektrischen Kühlschrank.

Hadley nahm eines der Eisstücke und reichte es Papehara.

„Das ist Schnee," sagte er.

Papehara griff danach und steckte es in den Mund, spuckte es aber sofort erschrocken aus, als hätte er sich verbrannt. Als er sah, wie Hadley dieses kalte Teufel-Teufel-Zeug in seinen Whisky-Soda tat und diesen mit sichtlichem Genuß trank, schüttelte er verwundert und besorgt über die merkwürdigen Gebräuche der Weißen seinen wolligen Kopf. Hadley mußte gleich darauf zum Kapitän auf die Brücke eilen, denn die Yacht hatte sich inzwischen dem vorgelagerten Riff genähert. Vor ihnen brachen sich donnernd die vom Sturm aufgewühlten Wogen, so daß Hadley seine Weisungen dem Kapitän ins Ohr brüllen mußte, um sich verständlich zu machen. Es war eine verantwortungsvolle und schwierige Aufgabe, das Schiff durch die enge Passage im Riff zu manövrieren. Die Rinne, die die Einfahrt zur Lagune bildete, war schmal und gewunden, und tückische Strömungen und Kehrwässer gefährdeten die Durchfahrt. Aber Bill Hadley kannte die Einfahrt so genau, daß er es wagte, seinen Kutter sogar bei Nacht in die Lagune zu steuern.

Und ehe sich der Kapitän und Mr. Fielding der Gefahr erst recht bewußt wurden, befand sich die „Penelope" bereits jenseits der Gefahrzone im ruhigen Wasser der Lagune.

„Wo sollen wir vor Anker gehen," erkundigte sich der Kapitän.

Bill Hadley wies nach Backbord, wo sein Kutter lag.

„Dort! Sie haben idealen Ankergrund, felsig, etwa dreißig Faden tief."

Er hörte leichte Schritte hinter sich und wandte sich um.

Vor ihm stand ein junges, schönes Mädchen. Sie war blond und schlank und mochte etwa neunzehn Jahre zählen. Ein zarter Goldflaum schimmerte auf ihrer gebräunten Haut und ließ ihre Blondheit noch deutlicher hervortreten. Zwei klare, graublaue Augen und ein schöngeschnittener, roter Mund lachten ihm entgegen.

„Mr. Hadley — meine Tochter," stellte der Schiffsherr vor.

Miß Fielding streckte ihm die wohlgeformte Hand entgegen.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte sie. „Sie haben sich ein bezauberndes Fleckchen Erde für Ihren Wohnsitz ausgesucht," fuhr sie mit ihrer melodischen Stimme fort. „Ich bin ausgesprochen froh darüber, daß wir ein paar Tage hier bleiben werden."

„Ja, sicher," antwortete Bill stockend. „Bloß ..."

„Leben Sie denn vielleicht nicht gerne hier?" fragte Miß Fielding erstaunt. „Es ist doch so schön hier; die Lagune, die schönen Fische, die

Palmen, und dort", sie wies auf das Dorf der Eingeborenen, „die Hütten mit Ihren braunen Freunden. O, Daddy, findest du nicht auch, daß diese Insel ein kleines, romantisches Paradies ist, und daß unsere Reise doch schön ist, trotz Sturm und Seekrankheit?"

Daddy Fielding war zwar nicht so ganz davon überzeugt, wie seine Tochter, aber er nickte. Er war seit vielen Jahren gewohnt, alles reizend, bezaubernd und schön zu finden, was seiner Tochter gefiel.

„Ja, Grace", sagte er. „Es scheint ein ganz netter Ort zu sein." Dann schritt er zu seinem Deckstuhl, an dessen Seite das Tablett mit Whisky, Sodawasser und Eis stand.

„Ich hole meinen Kodak, und dann müssen Sie mir Ihre Insel zeigen, Mr. Hadley," rief Grace und eilte fort.

Bill Hadley blickte ihr nach, wie sie leichtfüßig die Stiege der Kommandobrücke hinablief und dann in einer Kabine verschwand.

Paradies! — ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. Was ahnte dieses verwöhnte Mädchen von dem Leben, zu dem er auf dieser Insel verdammt war. Für sie bedeutete die Silhouette einer windschiefen Palme, der köstliche Reflex eines Segels im Wasser, der leuchtend weiße Strand ein Paradies. Sie wußte nichts von der zermürbenden Einförmigkeit der Tage, nichts von der qualvollen Einsamkeit seiner Nächte. Sie kannte nicht seine beinahe unzähmbar gewordene Sehnsucht nach einem Schluck klaren, kalten Quellwassers, nach dem kühlen Abendwind, der von schneebedeckten Gipfeln zu Tale weht, nach dem würzig-herben Geruch hoher Nadelwälder.

Würde sie verstehen, daß die stetige Wärme das Blut in den Adern dünn werden ließ, daß das lauwarme, abgekochte Wasser den Durst nicht zu stillen vermochte, daß der ewige Geruch von Seetang und ranziger Kopra unerträglich wurde, daß er das Pidgin-Englisch Papeharas kaum mehr anzuhören vermochte, und daß er toll danach war, wieder Menschen seiner Rasse zu sehen, mit Weißen zu sprechen...

Als er sah, wie Grace Fielding mit einem erwartungsvollen und glücklichen Leuchten in ihren Augen auf ihn zukam, erkannte er, daß man die letzten dreißig Monate seines Lebens durchgemacht haben mußte, um Takaroa nicht als das bezaubernde Paradies anzusehen, für das Grace Fielding es hielt. Und er wußte auch, daß es keinen Zweck haben konnte, ihr diese Illusion zu rauben. Und so beschloß Hadley in diesem Augenblick, alles zu tun, um ihren Glauben an das Paradies Takaroa nicht zu zerstören.

Noch nie war ihm die Zeit auf Takaroa so schnell vergangen wie jetzt. Während auf der „Penelope" geklopft und gehämmert wurde, um die Schäden notdürftig zu beheben, durchstreifte er mit Grace Fielding das Atoll. Er führte sie in das Dorf, wo sie drei Filmrollen an den braunen Pickaninnies verknipste, ließ ihr frische Kokosnüsse aus der schwindelnden Höhe der Palmkronen holen und freute sich an ihrem Entzücken über die affenartige Behendigkeit, mit der die Eingeborenen den schiefen Stamm der Palme emporkletterten. Am Abend des zweiten Tages veranstaltete er ein Fischstechen beim Scheine von lodernden Palmblätterfackeln mit anschließender „Hula", dem Tanz- und Freßfest der Eingeborenen, zu dem Mr. Fielding, der mit einem Kranz Hibiskusblüten auf dem Haupt erschienen war, zwar nicht im Einklang mit den Gesetzen, einen Rumpunsch spendete.

Es wurde Hadley gar nicht richtig bewußt, wie viel ihm die Anwesenheit Graces bedeutete. Er lebte in einer Art Glücksrausch, und sein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, etwas Neues ausfindig zu machen, das diesem bezaubernden Mädchen Freude bereiten konnte. Wenn er mit Grace schwamm, wenn er ihre Stimme hörte, wenn seine Augen auf ihrer schlanken, knabenhaften Gestalt ruhten, dann überkam ihn eine Welle von Zärtlichkeit. Dann empfand er den Wunsch, dieses Mädchen auf seine beiden Arme zu nehmen und Grace an irgend einen ihm selbst unbekannten Ort zu tragen, wo sie immer für ihn da sein würde.

Einmal, gelegentlich einer Schildkrötenjagd, wohl dem königlichsten Sport der Südsee, hockten sie beide in dem schmalen Segelkanu. Vor ihnen am Bug stand hochaufgerichtet, den Speer in der Hand, Papehara. Sie fuhren bei rauhem Wind mit geblähten Segeln auf einen kleinen, gelben Punkt im offenen Meer zu, den Papehara als eine an der Oberfläche schlafende Schildkröte erkannt hatte. Das schmale Kanu schoß in rasender Fahrt über das Meer, und oft hob sich bei einer starken Bö der Ausleger bedenklich aus dem Wasser, daß nur ein rascher Sprung eines der Kanaka-Boys auf den Querbaum das Kanu vor dem Kentern bewahren konnte.

Als das Fahrzeug die Schildkröte erreichte und Papehara mit einer wuchtigen Bewegung mit dem Speer nach dem Tier stach, hatte sich Grace erhoben, um diese spannende Phase der Jagd zu

photographieren. In diesem Augenblick traf eine Bö das Segel. Das Kanu neigte sich unter dem Druck des Windes nach Lee, Grace verlor das Gleichgewicht und wäre ins Meer gestürzt, wenn Bill Hadley sie nicht rechtzeitig ergriffen und ins Boot zurückgerissen hätte.

Einen Augenblick lag sie in seinen Armen, der Wind wehte ihm eine Strähne ihrer blonden Haare ins Gesicht, und er fühlte die weiche Haut ihres jungen Körpers unter seinen Händen. Ein wahnsinniges Verlangen überkam ihn, dieses Mädchen zu küssen.

Da hob Papehara die Schildkröte aus dem Wasser und zeigte sie mit triumphierendem Grinsen der weißen Wahina.

„Viel gut Kai-Kai," sagte er und rieb sich vergnügt den Bauch.

Und dann kam der letzte Abend. Die „Penelope" war so ziemlich wieder hergestellt und sollte am nächsten Morgen bei Flut nach Papeete auslaufen. Grace hatte Bill Hadley zum Dinner auf die Yacht gebeten.

Nun standen sie im Scheine eines unwahrscheinlich großen Mondes an der Reeling. Hadley hatte beim Dinner etwas mehr getrunken, als es seine Absicht gewesen war. Der weißgedeckte Tisch mit dem vielen blanken Silber und den kostbaren geschliffenen Gläsern hatte ihn, der diese Dinge nicht mehr so recht gewohnt war, anfangs ein wenig verwirrt und eingeschüchtert. Um diese Unsicherheit zu überwinden, hatte er sein Weinglas rascher und öfter geleert, als es ihm jetzt gut schien. Er war keineswegs betrunken, nicht einmal angeheitert. Er spürte nur eine innere Gelöstheit und fühlte, daß er in einer Stimmung war, mehr aus sich herauszugehen, als es vielleicht angebracht war. Gleichzeitig aber überkam ihn ein Gefühl von Wehmut, das sich im Laufe des Abends zu Schmerz und Traurigkeit verdichtete, wenn er daran dachte, daß am nächsten Morgen die „Penelope" dieses wunderbar schöne Mädchen für immer aus seinem Leben entführen würde.

So kam es, daß er nur mit halbem Ohr ihren Worten lauschte, einsilbige Antworten gab und mehr und mehr seinen eigenen trüben Gedanken nachhing.

Inzwischen plauderte Grace Fielding unbefangen weiter, erzählte von dem Haus in Park Avenue, das ihr Vater in New York bewohnte, und dem Landhaus in Long Island für den Sommer, den Autos, Motorbooten und Pferden, die sie ihr eigen nannte, und von ihrem jungen Leben, das noch keine Sorgen kannte und keine Not. Aber schließlich merkte sie doch die Schweigsamkeit ihres Gastes, vielleicht fühlte sie auch seine Blicke, die sie selbstvergessen und bewundernd umfingen.

„Warum sind Sie so einsilbig?" fragte sie plötzlich.

„Nun", sagte er errötend und etwas stockend, „ich habe daran gedacht, daß Sie morgen wegfahren werden und daß es für mich wieder sehr einsam werden wird auf Takaroa. Ich werde Sie sehr vermissen, Grace."

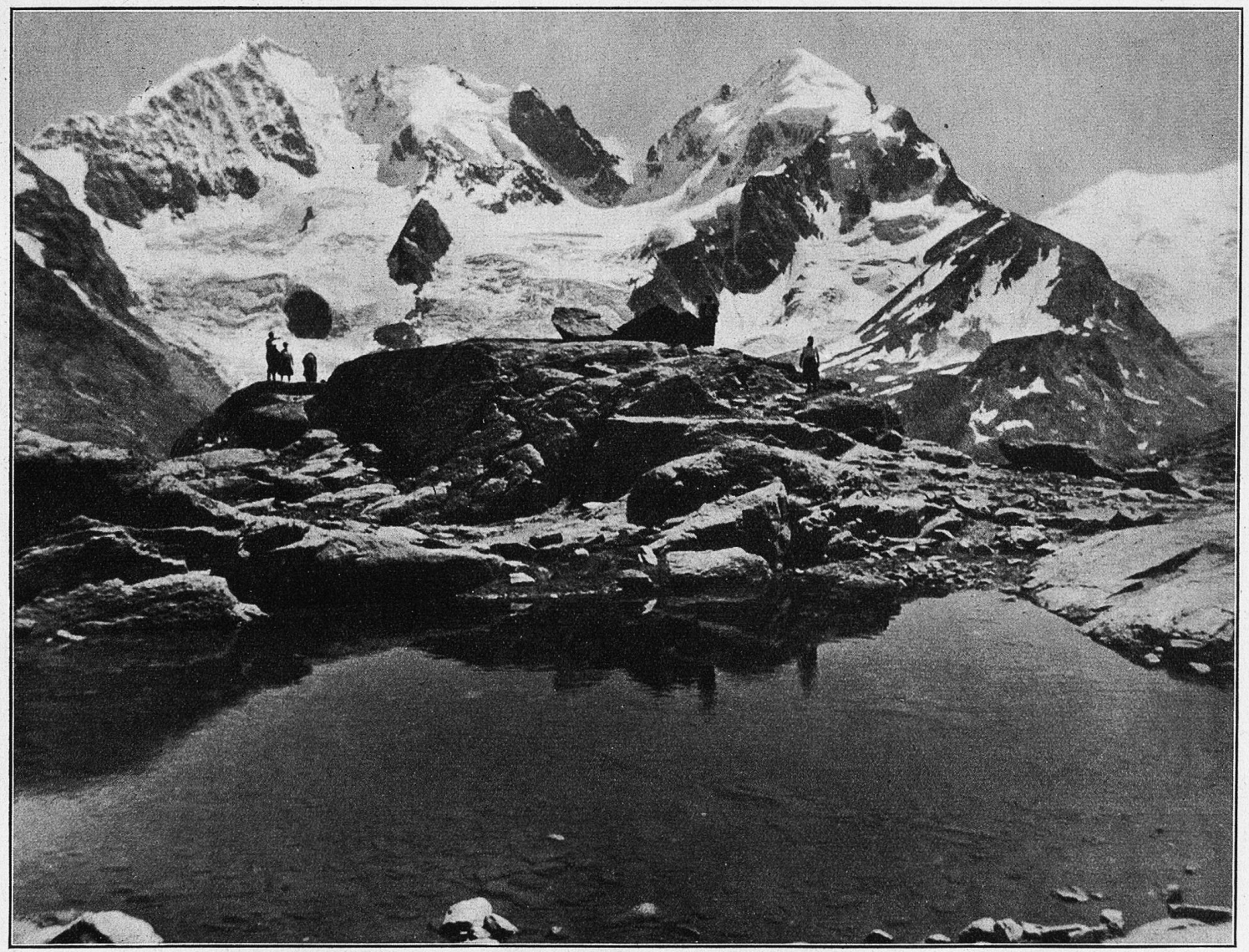
Es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem Vornamen nannte. Grace fühlte, daß hinter seinen konventionellen Worten ein starkes, echtes Gefühl verborgen war. Aber Grace Fielding empfand für ihn nichts als eine oberflächliche Freundschaft, wie man sie einem gelegentlichen Bekannten entgegenbringt, den man in einem abgelegenen Winkel der Erde trifft und der besonders nett und aufmerksam gewesen ist. Aber sie war gewohnt, daß alle Menschen besonders nett und aufmerksam zu ihr waren, denn sie war nicht nur ein ungewöhnlich schönes Mädchen, sie war auch die Tochter von E. C. Fielding, dem berühmten Stahl- und Kohle-Magnaten.

Und mit der ganzen Grausamkeit ihrer Jugend fand sie den Gedanken komisch, daß dieser Mann, der sicher doppelt so alt als sie war und hier seit Jahren auf dieser Insel saß und nach Perlen tauchte, und den ein ordentlich gedeckter Tisch in Verwirrung bringen konnte, daß dieser Mann in sie verliebt war. Aber gleichzeitig tat er ihr auch leid. Trotz seiner Unbeholfenheit und Schüchternheit war er nett, und es schmeichelte ihr auch, daß sie einen solchen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Sie werden froh sein, wenn wir wieder weg sind, lieber Mr. Hadley," sagte sie ablenkend. „Wir haben Sie sicher sehr gestört und Unordnung in Ihr Dasein gebracht. Besonders ich, denn ich habe Sie den ganzen Tag in Anspruch genommen und von Ihrer Arbeit abgehalten. Und Männer müssen immer arbeiten; ich weiß das von Daddy."

„Meine Arbeit", entgegnete Hadley geringschätzig.

„Sagen Sie das nicht," widersprach Grace eifrig. „Sie wissen nicht, wie wichtig sie ist. Denken Sie nur daran, wenn Sie zu Ihren Muscheln hinabtauchen, wieviele Frauen sich



Blick von Fuorcla Surley auf die Berninagruppe.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

täglich über die Perlen freuen, die Sie und andere heraufholen. Wenn ich daran zurückdenke, welche Freude ich hatte, als Daddy mir zu meinem siebzehnten Geburtstage eine Perlenschnur schenkte! — Denken Sie, ich stand den ganzen Tag vor dem Spiegel, und wenn ich mich nicht anschauen konnte, so fingerte ich an meinem Hals herum, um mit den schönen runden Dingern zu spielen. Sie haben mir übrigens versprochen, daß Sie mir Ihre Perlen zeigen werden."

„Es sind nicht viele, und sie sind auch nicht besonders schön, aber eine habe ich gefunden, die ist wirklich herrlich. Ich habe sie „Die Sonne von Takaroa" genannt." Bill Hadley zog den kleinen Lederbeutel aus der Tasche hervor, in dem er seinen Schatz zu verwahren pflegte. Dann nahm er vorsichtig die kleine Kugel heraus und reichte sie Grace.

„Hier", sagte er. „Sie ist als Perle ebenso schön wie Sie als Frau."

Grace nahm die Perle und ließ sie im Mondlicht vorsichtig über den leicht gekrümmten Handteller rollen.

„Sie ist wundervoll", rief sie begeistert. Sie ist schöner als die berühmte „Morgenröte", die Mrs. van Geulen als Anhänger trägt."

Dann neigte sie ihren Kopf und berührte zärtlich die Perle mit ihrer Wange.

Mit leuchtenden Augen trank Bill Hadley dieses Bild in sich ein. Er sah den mattschimmernden Glanz der „Sonne von Takaroa" im Mondlicht an der weichen Wange von Grace, der noch die anmutige Rundung kaum entschwundener Kindlichkeit anhaftete. Und er dachte, daß beide füreinander geschaffen seien.

Dieser Gedanke ließ ihn nicht mehr los, als er sich eine halbe Stunde später von Papehara in sein Haus rudern ließ. In dieser Nacht schlief Bill Hadley wenig. Ungeachtet der Moskitos, die ihn in Scharen umschwirrten, saß er in einem alten Deckstuhl auf der kleinen Veranda seines Hauses und blickte unverwandt auf die Yacht, deren Lichter sich im unbewegten Wasser der Lagune spiegelten. Ein Licht nach dem andern verlöschte, bis nur mehr das rote und das grüne Positionslicht die Stelle bezeichneten, wo die „Penelope" lag.

Am nächsten Morgen stand Bill Hadley auf der Yacht und erkannte, daß die Stunde des endgültigen Abschiedes von Grace nun doch gekommen war. Die „Penelope" hatte nach Passieren der Einfahrt beigedreht und im herabgelassenen Dinghy wartete bereits Papehara. Bill Hadley schüttelte Mr. Fielding und dem Kapitän die Hände und wandte sich dann an Grace.

„Ich glaube, wir müssen jetzt Abschied nehmen," sagte er mit vor Erregung etwas heiserer Stimme. „Es waren ein paar schöne Tage, die ich nie vergessen werde. Ich wollte, daß auch Sie dann und wann an Takaroa und mich denken, Grace." Er machte eine kleine Pause.

„Sicher werde ich das, Mr. Hadley," sagte sie freundlich.

„Und damit Sie Takaroa nicht vergessen, habe ich Ihnen ein Andenken mitgebracht." Er griff in seine Rocktasche und brachte einen kleinen Lederbeutel zum Vorschein, der mit einer dünnen Schnur zugebunden war.

„Die Sonne von Takaroa", rief Grace. „Nein, Mr. Hadley, ich kann doch kein Geschenk von Ihnen annehmen." Sie öffnete das Säckchen und blickte die Perle an, die rosig schimmernd in einem Wattebausch lag.

„Doch", sagte Bill Hadley. Er wies auf die Lagune, wo wieder die beiden großen Eingeborenen-Kanus verankert lagen. „Dort unten liegen Zehntausende von Muscheln. Heute, morgen, irgendwann werde ich eine andere Perle finden, die vielleicht ebenso schön ist. Zeit hat hier bei uns keinen Wert. Nehmen Sie die „Sonne von Takaroa", Sie machen mir damit eine große Freude."

Er wandte sich um und schritt auf das Fallreep zu. Als er zwei Stufen weit hinabgeschritten war, fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Grace stand über ihn gebeugt an der Reeling.

„Ich danke Ihnen", sagte sie und reichte ihm die Hand. „Ich werde Sie und Takaroa nicht vergessen." Dann beugte sie sich rasch vor und küßte ihn scheu und zart auf den Mund.

Eine Stunde später stand Bill Hadley im Taucheranzug auf der kurzen Leiter, die von dem Gerüst zwischen den beiden Kanus ins Wasser führte. Papehara war gerade damit beschäftigt, den Ansatz des Luftschlauches an das Ventil am Helm zu schrauben. Das vordere Fenster des Kupferhelms stand noch offen.

Bill Hadley hielt den Kopf etwas zur Seite gewandt und blickte hinaus aufs Meer. Dort stand, weit draußen, eine Rauchfahne und darunter ein winziger Punkt, die „Penelope". Bill Hadley seufzte. Er dachte an die eine Sekunde höchsten Glücks, da er Graces Lippen auf den seinen gefühlt hatte. Hatte er diesen kurzen

Augenblick der Seligkeit mit der „Sonne von Takaroa" zu teuer gekauft? Auf der Yacht dort war nicht nur Grace, dort lag auch eingebettet in einen kleinen Wattebausch seine einzige Möglichkeit, den lang gehegten Traum von dem kleinen Haus in Oregon mit Apfelbäumen und einem Brunnen mit kristallklarem, kaltem Wasser zu verwirklichen. Vor seinem inneren Auge erschien wieder das Bild Graces, wie sie ihren Kopf neigte und mit ihrer weichen Wange, der noch die anmutige Rundung kaum entschwundener Kindlichkeit anhaftete, zärtlich die Perle streichelte.

Irgendwo in der Lagune sprang ein Fisch klatschend aus dem Wasser. Bill Hadley schrak aus seinen Träumen auf.

„Zuschrauben", rief er Papehara zu und griff nach dem scharfen Haimesser, das neben ihm lag.

Das Glasfenster schloß sich unter den sachkundigen Griffen des Polynesiers, und gleichzeitig strömte zischend die Luft aus der Pumpe in den Helm. Papehara klopfte auf den Kupferhelm, als Zeichen, daß alles fertig und in Ordnung war, und Bill Hadley ließ sich hinabgleiten in die smaragdene Tiefe der Lagune.

Eingelegte Ruder.

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!

Unter mir — ach, aus dem Licht verschwunden —
Träumen schon die schönern meiner Stunden.

Aus der blauen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

C. F. Meyer.

Die Schwalben und das Kind.

Nach dem Holländischen des Ciriel Buysse von E. Fischer.

Es ist zwar in der zweiten Hälfte des Mai, aber das Wetter ist noch so schlecht und rauh, daß viele Vögel vor Hunger sterben. Besonders die Schwalben haben viel zu leiden. Die anderen Vögel, die sich zur Not mit Körnern oder was sie sonst finden mögen, nähren, halten es noch eine Weile aus. Aber die Schwalben brauchen Fliegen, winzigkleine Käfer und Mücken, und die gibt es nicht mehr in der naßkalten, grauen Luft.

In einem Winkel am Dach des Gewächshauses sind zwei Schwalben mit dem Bau ihres Nestes beschäftigt. Schlamm gibt es bei dem fortwährenden Regenwetter fast mehr als nur im Überfluß. Ohne Unterlaß schwärmen sie ruhelos im Garten herum, tief unten am Boden in der kalten Sturm- und Regenluft. Aber ihre Jagd nach Futter ist vergebens.

Was soll daraus werden? Die Kinder sind traurig darüber, besonders unsere Zweitälteste, die die Tiere so sehr liebt und zuweilen klug wie ein erwachsenes Kind spricht. Wir nennen sie deshalb den kleinen Philosophen. Heute mittags fragte sie mich beim Essen, ob sie nicht den hungernden Schwalben ein Stückchen Fleisch verabreichen dürfte. Sofort wurde etwas feingehacktes Fleisch mit etwas Eigelb gemischt und auf einem Teller in die Nähe des Gewächshauses gestellt.

Aber, o weh, das half den armen Schwalben nichts. Sie flogen darüber hinweg. Sie brauchten lebende Insekten, und die gab es gar nicht mehr. An anderes Futter hatten sie sich nie gewöhnt.

Und auf einmal ist etwas sehr, sehr Trauriges geschehen. Eine der Schwalben ist vor Erschöpfung auf die Schwelle des Gewächshauses gefallen. Ich wurde erst darauf aufmerksam durch das seltsame Gebahren der anderen Schwalbe, die um die todesmatte Gefährtin traurig und leise zwitschernd ängstlich hin- und herflatterte. Ich trat hinzu und nahm die Schwalbe auf. Sie war nicht tot. Mit offenem Schnabel schnappte sie nach Luft, die schwarzen Perlaugen glänzten noch, aber todmüde lagen die langen, spitzen Flügel ausgestreckt, und ganz lahm hingen die dünnen, feinen Füße, die nadelfeinen Nagelspitzen nach innen gekrümmt.

Schnell eilte ich an den warmen Ofen im Eßzimmer mit der Schwalbe, träufelte ihr etwas warme Milch in den offenen Schnabel und steckte ein wenig Eigelb hinein. Ganz schwach, mit unregelmäßigen Zwischenpausen fühlte ich das kleine Vogelherz klopfen, das warme Vogelherz, das sonst so eilig schlug. Das Tröpfchen Milch floß wieder aus dem Schnabel heraus, und das Krümchen Eigelb blieb unberührt darin stecken.

Und jetzt, ach, der Kopf sank seitwärts nieder. Ich hielt das Tierchen auf der flachen Hand und